

# Wilde Triebe.

Novelle von  
Anton v. Perfall.

(Fortsetzung.)

„Zwei, das ist um ein viel“, murmelte er. „Recht hast, Alter, und die Wohl ist zu hart, drum muß man's leicht machen dem armen Mädel, wie die Herrschaften. Wenns zwei mit einer haben, haltens a Duell, der davon kommt, kriegt's Mädel!“

Ein feiner warmer Regen fiel, ein starker bitterer Geruch stieg auf von dem durchdrängten dicken Laub, den abgetriebenen Kräutern und Blumen. Der Anbel flüsternd noch neben dem Bache mit seinem Schatz, von der Post herüber drönte schrill eine Klarinette, das Geräusch und Gejohle der Tansenden. Am „Breitkopf“, der sich in seiner schwarzen Umrisse drohend aus der Finsternis hob, schreie ein Hirsch in regelmäßigen Zwischenräumen.

3.

Als Loisl am andern Tage dem Försterbericht erstattet über seinen ersten glücklichen Reviergang, drückte ihm derselbe keine Freude darüber aus, daß er sich besser anlasse, als er selbst vermuthet. Darauf gab er Aufträge, welche ihm die ganze Woche vollaus zu thun gaben. Der Förster wurde in den nächsten Wochen zur Jagd erwartet, da müßten die Steige ausgebeßert werden, die Stände revidirt, und vor Allem die Triebe, welche gemacht werden sollten, genau ausfindet werden, damit keine Fehler vorkämen.

„Der Förster wird mich fragen nach Dir; schau, daß ich eine gute Antwort geben kann“, sagte der Förster.

In Loisl regte sich der Stolz, er versprach sein Möglichstes zu leisten. Angestrengte Thätigkeit schien ihm auch das beste Mittel, den an ihm nagte.

Der Förster rief ihn noch einmal zu sich, als er die Kar, sei schon verlassen hatte.

„Was ist Dir noch sagen wollt, Loisl“, begann er zögernd, „i hab g'hoert, Du hast's mit der Strognerbauer Marei. Laß doch die Dummheit, das is kein Mädel für Dich, s kann ja doch nix draus werden, da ist der Alte grad der Rechte. Du kennst necht aus der Griesberger, der Lump, mit dem Mädel was?“

Loisl wurde feuerroth. „Ja—schon, aber—“

Der Förster lachte. „Aber i bin der Pöbele, willst sagen! Na ja, da könnt ich einen Tag lang predigen und s wär doch umsonst!“

Dann machte er plötzlich ein sehr ernstes Gesicht und stieß mächtige Tabakswolken aus dem Wajerkopf. „Der Toni ist ein Hauptlump, das weißt, Loisl, da könnt ich leicht zusammenstreffen draußen; ich hoff wenigstens, daß dem Kerl das Handwerk einmal g'legt wird. Kennst denn die Vorschriften über die Sach? Nur in der Rothweiser darf der Jäger von der Saupflanze Gebrauch machen, d. h. auf Deutsch, nur wenn der Andere auffahrt mit der Büchse, daß Du's Recht, zu schießen. Ist der Lump hinter wie Du, ist's Dein Schaden; schießt Du dem Lumpen nach, wenn er davonläuft, und s'ist der Schuß hinten, kannst wegen Mords verurtheilt werden. Laß Du ihn laufen, und paß Dich der Kerl irgenwo ab und schießt Dich an, ist's Dein Pech. Es ist schon io eingricht, daß den Herren Wilderern net g'hoert g'schieht, und unser Einer ist halt dann im Dienst g'fallen!“

Der Förster hatte jetzt einen brennend rothen Kopf, die Tabakswolken flogen stoffweise gegen die Dede, offenbar tochte in ihm selbst der alte Haß.

Plötzlich fiel ihm ein, daß sich für ihn, als Beamten, eine derartige Kritik des Geschehes dem Fürsten gegenüber nicht passe. „Doch das geht Dich Alles nicht an“, fuhr er ärgerlich über sich selbst fort. „Gar nix! Die Vorschriften kennst Du jetzt und darnach gehst Du vor. Ich sag Dir das Alles wegen dem Toni. Du hast'n am Strich, natürlich, da könnt's leicht über die Vorschriften hinausgehen, im Haß und Jörn steht man allerdings, was gar net io ist. Net daß Du eines Tages dabei kommst und mir Sachen vorzählst, was ich net hören darf. Ich werd auf den Eid vernommen in solchen Fällen, merk Dir das! Daß ich wegen Deiner kleinen Meinid schwör, wird Dir klar sein. Jetzt h'ut Gott und Waidmanns Heil, Loisl!“

Der Förster achtete in seiner Erregung nicht auf die auffallende Blässe des Jägers, zog aus dem Regal nebenan ein Altkleid heraus und warf es auf den Tisch, daß eine Staubwolke aufstieg. „H'ut Gott hab i g'lagt!“ wiederholte er, mit der der Hand abwinkend, als er Loisl noch immer vor sich stehen sah.

Dieser wollte sichtlich noch eine Frage stellen, doch der wiederholten energischen Aufforderung leistete er schweigend Folge. Das waren fürchterliche Worte für ihn, die der Förster sprach. Warum dachte er denn io schlecht von ihm, daß er ihm einen Mord zutraute aus Haß? Ein Duell soll's werden, ganz nach der Vorschrift, die er ihm auseinandergesetzt, Büchse gegen Büchse, wer zuerst fertig wird. So hatte er es die ganze Nacht vor sich gesehen, hatte den Knall gehört und den Toni stürzen sehen, wie den Gensbock neulich. Aber natürlich, jetzt wußte er's, es mochte zugehen, wie es wollte, Alles würde sagen, er hätte den Toni umgebracht aus Haß, aus Eifersucht, und zuletzt kam er noch vor's Gericht als Mörder.

„Na, das net“, dachte Loisl bei sich, „weil i ihm nix sag'n werd, was er net hören darf, und er nur das sagen kann auf Eid, was i ihm rapportir. Wie er das ransbracht hat, der Förster—ich hab's wohl verstanden!“

Wär's denn aber nicht am geschicktesten, dem Förster zu folgen betreffs der Marei und das Mädel ein für allemal anzugeben? Der Gedanke beschäftigte ihn jetzt ernstlich, wie er dem Revier zuzug. „Er hat ganz recht, wir passen net für einander, sie wird alleweil d'Hosen anhaben und dann—was Leichtfertigkeit's steckt in ihr. Hab's ja erfahr'n. In der Frühe mit ihre Lieb' g'liehen, auf die Nacht mit dem Toni heimgehen; wenn's auch net ihr Ernste war, aber s'is doch stark. Dann der Alte! Sie dem Toni einfach lassen, wär's beste. Er paßt wirklich net schlecht zu ihr, dann wär die ganze Dummheit aus, es brauch kein Duell nimmer, kein Haß, kein Verächtigung, wenn was passiert. Der Toni wär ein Wilderer für mi, wie jeder Andere, gegen den i meine Pflicht thu, weiter nix.“

Der Gedanke festigte sich immer mehr in ihm.

Am Mittwoch nicht auf die Hornalm zu kommen zum dem verabredeten Stelldchein, war sein fester Entschluß.

Das Besichtigen der Steige und Stände für die Fürstentage beschäftigte ihn in einem von der Hornalm weit entlegenen Reviertheil. Er verrichtete seine Arbeit mit der größten Gewissenhaftigkeit. Die Nächte brachte er in der Winterstube bei seinen früheren Kameraden, den Holzknecchten, zu. Er war in der besten Laune, ließ aber über ihre Leichtsichtigkeit, sie dachte des Unrechts, das sie ihm angethan vorigen Sonntag mit ihrem nächtlichen Feingang. Und wie kleinlich, werthlos erschien ihm jetzt seine Jägerlust, sein Amtstolz, wie leicht mochte das Alles jetzt gegen das weinende, ihm sich entgegensetzende Mädelchen da unten!

Schon wollte er aufspringen und ihr zurufen, da bejaunt er sich eines Anderen.

„A bisl a Straf muß sein, sie soll nur noch a bisl lernen, wie's thut, das Gemeinhe. Sie bleibt ja über Nacht auf der Alm, und wenn der Abend kommt, die Nacht, is viel schöner plauschen, da geht's Herz viel mehr auf, als mitten im Sonnenschein. Noch an kleinen Fürstentage—und dann erlös' die arme Haut.“

So lagte er sich voll innerer Seligkeit, seines endgiltigen Sieges gewiß.

Marei sah noch immer in Gedanken verloren, sie schien die Arbeit ganz vergessen zu haben. Loisl mußte sich alle Gewalt anthun, sich von diesem Anblick zu trennen, in seinem weichen Gemüth war aller Woll erloschen, aber eben darin erblühte er seine Schwäche, die ihm bei Marei stets geschadet, er wollte ihr den Mann zeigen.

Vorständig verschwand er hinter der Schneid. Ging er auf dem weiter unten schwebenden Jägersteig durch das Gewand, schon langsam um den Almkei herum, so kam er grade recht vor Dunkelwerden auf den Weg hinaus, den er gewöhnlich einschlug, wenn er die Geliebte besuchte. „Man kann ja den Gens ein bisl zusehen, damit die Zeit besser rumgeht“, dachte er. Um's Schietzen war es ihm jetzt nicht zu thun, er hatte keine Wortgedanken, Alles sollte leben und sich freuen mit ihm.

Die Sonne entzündete sommerlich heiße Strahlen, kein Lüftchen regte sich, die großen gestielten Ahornblätter flatterten geräuschlos zu Boden, von der Bergstraße herauf kamen die Töne eines Posthorns, das Brüllen eines Kindes, das Raufen und Wehen einer Sägmühle.

Loisl fühlte sich so lebensfrisch, es war ihm, als ziele das Frühjahr ein in die Berge, ein unbewusstes Gefühl des Dankes für sein Glück stimmte ihn fast andächtig.

Auf dem großen „Lahner“, der sich mit seinen feingespitzten überhängenden Grasbüscheln weit hinauszog in die Steinsände, äste ein starkes Mädel ergeben, selbst die Fucht war ausschließlos. Er empfand ein heftiges Wohlgefühl, ihn so ganz in seiner Macht zu sehen; einen Augenblick dachte er daran, daß der Abend bei Marei jetzt verloren sei, doch das Pflichtbewußtsein siegte über diese Amohndung.

Er war jetzt zu seiner eigenen Bewunderung ganz ruhig und besonnen und bedachte alle möglichen Zwischenfälle. Es genigte ja, wenn er dem Toni die Büchse abnahm, dann konnte er ihn ja schädlos laufen lassen. Wie er sich dieses Zusammentreffens so blutig gebacht, und wie harmlos es verlaufen würde!

Toni ging unterdessen einige Schritte vor und unterthete die Fächte des angehoffenen Wildes, dann trat er den Alsteg an. Dabei mußte er dicht an Loisl vorüber.

Dieser lagte in sich hinein, während sein Körper doch vor Erregung zitterte—nur noch bis zu dem weißen Stein wollte er ihn kommen lassen, dann—

Da hielt plötzlich der Toni an und fuhr sich mit der Hand gegen die Stirne. „Derragt, heut is ja Mittwoch! Vor lauter Aerger hätt ich's bald vergessen—so was!“ sagte er laut, wandte sich halb gegen die Schneid und zog die Uhr heraus.

Loisl hörte jedes Wort, eine Blutwelle schoß ihm in's Gesicht und mit ihr zugleich slog das Gewehr an seine Wangen.

Der rothe Bart Toni's flimmerte vor seinem Biss, da glaubte er die rechte Hand desselben nach seinem Gewehr greifen zu sehen, etwas blinken—Der Schuß bligte auf!

Loisl! tönte es kreischend mitten hinein in dem sich an den Wänden brechenden Knall.

Loisl erblühte durch den Knall einen dunklen Körper ausgepreßt auf dem Lahner.

fen, auf dem er lag. Eine wohlige Schläfrigkeit übermannte ihn.

Als er die Augen aufschlug, waren die stehenden Wollen blutig roth, und auf dem Gebirgsflamme zitterte die letzte Abendgluth. Unter ihm lagen schon die Schatten herauf, er mußte lange geschlafen haben. Die Gensien ästeten noch immer vor ihm auf dem „Lahner“, eine Gais wechselte scherzende Stöße mit ihrem Kitz, berührte es lieblosend mit ihrem Lauf. Das machte ihn lachen, er sörgerte noch mit dem Fortgehen.

„Wenn's s Marei amal io an Fragen hat und mit ihm umeinander scherzt vorm Haus“, dachte er. Er machte sich ein getreues Bild. Es war Abend wie jetzt, er sah vor dem Stroghof neben dem Alten und rauchte seine Pfeife, in der Wiese vor ihm auf einem Gehäusen lag Marei, sein Weib, und balgte sich mit einem kleinen Kinde. Es zerrte an ihren schwarzen biden Zöpfen und warf ihr Hui in das Gesicht; es war ein Geschrei und Gelächter, selbst der Alte lagte mit, und das Heu duftete io stark.

Ein schriller Pfiff störte seine schaffende Phantasie; eben die Kitzgais, welche mit ihrem Jungen scherzte, stieß ihn aus. Das Spiel war aus, ängstlich laufend streckte sie den Kopf vor und machte einige Sprünge aufwärts; das Kitz blieb ihr dicht am Leib. Jetzt wurde die ganze Schaar lebendig, sprang und pfiß durcheinander. Die Umrahe war ganz anderer Art, als damals, als der Bod hereinstieg, den er schoß; die war mehr das Zeichen der Ueberraschung, als wie jetzt der Angst vor einem nahenden Feinde.

Unwillkürlich nahm er die Büchse von der Schulter und drückte sich hinter die Latsche. Steine gingen ab, dann ward es wieder ganz still. Plötzlich vernahm er deutlich ein metallenes Aufschlagen, es konnte nur von den Ägeln eines Schubes oder Spitze eines Bergstodes herühren. Froh riefelte ihm durch die Glieder; das war kein Wild, sondern ein Mensch! Sollte sich ein Fremder verfangen haben? Sehr unwahrscheinlich in dieser Jahreszeit. Sicherlich war es ein Wilderer.

Er packte das Gewehr fester, redete sich Selbstbesonnenheit ein und rief sich die Vorschriften des Försters in's Gedächtnis. Dabei mußte er an Toni denken. Wenn er es wär? Er fühlte jetzt keinen Haß gegen ihn, er würde ihn anrufen, ja, das mußte er—und wenn er aufstiege gegen ihn mit der Büchse—

Er fühlte kalten Schweiß auf der Stirne. Aber er hatte keine Zeit mehr, weiter zu denken. Ein Mann ließ sich auf der anderen Seite des „Lahner“ vorsichtig zwischen zwei Wänden herab, ein kurzes Gewehr unter dem Arme.

Der Griesberger! Er konnte ihn sofort, aber er rief nicht, er hob das Gewehr nicht, er blickte ihn nur starr an, ohne etwas denken zu können.

Der Widerer blieb mitten in der Minne stehen und spähte, auf eine vorübergehende Latsche steigend, vorsichtig über eine Wand hinweg in den Lahner; die Kitzgais trippelte noch immer mit ihrer Kitz unerschrocken, woher der Feind kam und Wind einziehend, umher.

Der Toni hob langsam seinen Stutzen.

Loisl sah Alles und rührte sich nicht, seine Glieder waren bleiern, in seinem Kopf brauste es wie ein Wasserfall.

Da bligte es auf, ein schwacher kurzer Knall, der wie ein Peitschenhieb sich in den Wänden brach, die Kitzgais brach zusammen, er hob sich aber rasch wieder und verschwand in der Latsche. Jetzt sprang der Griesberger mitten in den Lahner, stieß einen Fluch aus und machte eine ärgerliche Bewegung mit dem Arme.

Jetzt war die Rechte Zeit für Loisl, Toni hatte nicht weiter geladen und stand ohne Deckung frei auf hundert Schritte über ihm; er mußte sich ihm ergeben, selbst die Fucht war ausschließlos. Er empfand ein heftiges Wohlgefühl, ihn so ganz in seiner Macht zu sehen; einen Augenblick dachte er daran, daß der Abend bei Marei jetzt verloren sei, doch das Pflichtbewußtsein siegte über diese Amohndung.

Er war jetzt zu seiner eigenen Bewunderung ganz ruhig und besonnen und bedachte alle möglichen Zwischenfälle. Es genigte ja, wenn er dem Toni die Büchse abnahm, dann konnte er ihn ja schädlos laufen lassen. Wie er sich dieses Zusammentreffens so blutig gebacht, und wie harmlos es verlaufen würde!

Toni ging unterdessen einige Schritte vor und unterthete die Fächte des angehoffenen Wildes, dann trat er den Alsteg an. Dabei mußte er dicht an Loisl vorüber.

Dieser lagte in sich hinein, während sein Körper doch vor Erregung zitterte—nur noch bis zu dem weißen Stein wollte er ihn kommen lassen, dann—

Da hielt plötzlich der Toni an und fuhr sich mit der Hand gegen die Stirne. „Derragt, heut is ja Mittwoch! Vor lauter Aerger hätt ich's bald vergessen—so was!“ sagte er laut, wandte sich halb gegen die Schneid und zog die Uhr heraus.

Loisl hörte jedes Wort, eine Blutwelle schoß ihm in's Gesicht und mit ihr zugleich slog das Gewehr an seine Wangen.

Der rothe Bart Toni's flimmerte vor seinem Biss, da glaubte er die rechte Hand desselben nach seinem Gewehr greifen zu sehen, etwas blinken—Der Schuß bligte auf!

Loisl! tönte es kreischend mitten hinein in dem sich an den Wänden brechenden Knall.

Loisl erblühte durch den Knall einen dunklen Körper ausgepreßt auf dem Lahner.

Lange starrte er regungslos darauf hin, und nie konnte er sich später erinnern, was er dabei gefühlt, gebacht. Der Körper rutschte etwas bergab und verschob sich dabei derart, daß das sähle Gesicht sichtbar war.

Dieser Anblick brachte ihn zum Bewußtsein des Geschehenen. Mechanisch kletterte er von seinem Sitz herab und ging über den Lahner auf den Gefallen zu. Wenige Schritte vor demselben blieb er stehen, seine Knie zitterten, mit sonderbarer falter Neugierde blickte er auf das sähle Gesicht, auf das unter dem Knien herausstührende Blut, das in einer feinen Rinne bis vor seine Stirne floß. Der rechte Arm war gerade ausgestreckt, die Faust unklammernde den Lauf des Gewehrs; die andere Hand konnte er nicht sehen. Es zog ihn immer mehr heran, Schritt für Schritt, es kam ihm vor, als vernehme er schwache Athemzüge.

Wenn er noch lebte! Wär's gut oder schlecht? Wüßte er's, oder wüßte er es nicht? Er wußte ein Antwort auf diese sich ihm aufdringende Frage. Er blickte sich—bückte sich tiefer, eine sählerne Uhrkette mit kleinen goldene Gliedern lag wie ein zusammengeknülltes Schlangelchen auf der geballten Faust und zwischen den gekrümmten Fingern bligte etwas.

Er hob die Kette, die Faust hob sich mit—die Uhr stak darin, die bligte so heraus. Na, wie kam denn die Uhr dahin? Er griff doch nach der Büchse mit der Hand!

Loisl's Blick fiel auf den kleinen Stutzen und blieb starr auf dem Bahn haften. Plötzlich that er einen raschen Griff darnach und zog die Hand lebenslos wieder zurück, als habe er sich gestochen. „Net gladen! Herrgott! Sie ist ja net gladen!“ flüsterte er entsetzt, die Hände ineinander flechtend.

Und doch hat er nach dem Gewehr gegriffen! Nein, nicht nach dem Gewehr—auf die Uhr hat er geschaut, gerade wie er ihn angerufen hat, und die ist ihm aus der Hand gefallen vor Schreck, und hat darnach gelangt, das hat so gebligt; und in der Eile und der Angst hat er gemeint, der Gewehrlauf ist es, hat vergessen, daß er nicht geladen sein kann, und das geschossen. Er hat den Toni umgebracht—ermordet! Aber das ist doch gar nicht möglich, daß er einen Menschen umgebracht hat!

(Fortsetzung folgt.)

Gerade mit Tagesanbruch wurden wir dadurch geweckt, daß sich das G. v. mit Polizisten (Indianern) füllte. Die riefen mich aus dem Bette, verneinte: „es sei „Sitting Bull“. Als sie ihren Irrthum bemerkten, gingen sie nach einem anderen Bette, in dem „Sitting Bull“ lag, riefen ihn heraus und schlepten ihn auf dem Fußboden hin aus der Thür. „Bull Head“ hatte ihn um den Leib gepackt. Aber es waren ihrer io Viele um ihn herum, daß ich nicht sah, wer sein eigentlicher Mörder war. Aber das weiß ich, daß „Shave Head“, „Bull“ und „Cagle Man“ seine Todfeinde waren. Nachdem „Cagle the Bear“ auf „Sitting Bull“ gefeuert, feuerte einer unserer Fremde. Nun gingen alle Polizisten an zu schießen, und unsere Fremde thaten dasselbe, liefen aber bald fort. Dann kamen die Polizisten nach unserm Hause zurück, und sagten uns, den Frauen „Sitting Bulls“, die darin waren, daß sie uns umbringen würden, wenn wir heraus kämen. Unser Sohn „Crow Foot“ war unter der Matratze eines Bettes versteckt. Die Polizisten rissen die Matratze fort, fanden ihn und riefen ihn heraus. „Crow Foot“ (zehn Jahre alt) sagte: „O tödtet mich nicht. Bringt mich zu meiner Mutter. Ich habe Euch nichts gethan!“ Aber die Polizisten achteten das nicht. Zweimal schossen sie ihn, mordeten meinen armen Jungen, zerrten ihn aus der Thür und warfen ihn auf seinen todteten Vater, wie einen Hund. Und das geschah durch Indianer, die sich Christen nannten. Wir hatten ja unsern Sohn auch der Kirche gegeben und hatten nicht gefürchtet, daß er ermordet würde. Mein Sohn hatte nie ein Gewehr noch einen Bogen und Pfeil während des Kampfes in der Hand gehabt, eben so wenig sein Vater. Wären die Soldaten gekommen, dann wäre kein Mord geschehen; aber die Polizisten thaten nach der Meinung der Agenten, die schuld sind an dem Blut. Sie gaben „Sitting Bull“ einen schlechten Namen, um ihn zu ermorden. Die Weisen halten „Sitting Bull“ für einen bösen Mann, weil sie nur gehört, was die Agenten sagten; aber „Sitting Bull“ hat nie einen Weisen getödtet, sondern ihnen oft geholfen. Als unsere Fremde fortgelassen, fanden sie nicht Zeit, unsere Todten zu begraben und die Polizisten ließen sie in der Sonne faulen. Wochenlang lagen sie, wo sie gefallen, bis der gute Herr Niggs von der Agentur kam und sie begraben ließ. Wir werden ihm das nie vergessen.“

Wie „Sitting Bull“ starb.

Schon unmittelbar nach dem gewaltigen Tode des Dakota-Häuptlings „Sitting Bull“ ward behauptet, daß er nicht als ein Feind von Feinden berechneter Weise erschossen, sondern unter dem Vorwande, daß er feindlich sei, ermordet wurde. Der Congreß ernannte ein Comité, die Behauptung zu untersuchen, aber das Comité that nichts.

Jetzt wird von einem Herrn, der zur Zeit der Besichtigung des „Sibenden“ in Standing Rock lebte, die Behauptung erneuert und, der „St. P. Volksztg.“ zufolge, im Einzelnen folgendes erzählt. Der Häuptling sei zur Zeit nicht mit am Kellern gewesen und würde sich bereitwillig auf der Agentur eingestellt haben, wäre er in gehöriger Weise vorgeladen worden. Noch innerhalb zehn Tagen vor seinem blutigen Ende, dem sogenannten „Kampfe“, wären zwei Weibe an der Errichtung einer katholischen Kirche in des Sibenden Lager beschäftigt gewesen, und hätten die Arbeit nur wegen der Kälte eingestellt.

Nach um 2 Uhr früh an dem Morgen des Angriffs sei ein Schullehrer durch das Lager gegangen, und nicht ein Häuptling habe ihn angebellt. Ehe die 42 Indianer „Polizisten“ den Angriff gemacht, hätten sie abgestimmt, ob sie nicht die Ankunft der Soldaten erwarten wollten, und 40 wären dafür, nur Zwei für den sofortigen Angriff gewesen. Aber diese Zwei waren die Führer und Todfeinde „Bull's“; sie bestanden auf dem Ueberfall, und so ward er gemacht. Unterstützt wurden diese Angaben durch die mit ihrem 2 unterzeichneten, schriftlich aufgenommenen, und durch drei Zeugen gegengezeichneten Aussagen der zwei jetzt in Grand River wohnenden Frauen des Knall und Fall Abgewanderten und ihr Zeugnis ward erlangt durch eine Schulschwester der Agentur, die trotz ihrer indianischen Biertelabstammung eine hochgebildete Frau ist. Das Zeugnis erzählt die lange Geschichte der Wirthshandlung des Häuptlings und der Seinen durch die wort- und contraktbrüchliche Verwaltung, eine Geschichte, welche einen sehr anschaulichen Beitrag zu derjenigen der Späthbüberei liefert, durch welche die Indianer ausgebeutet werden, und welche selbst wohl ein weniger heibnisches Opfer, als der Sibende, hätten auf den Gedanken bringen können, daß Gott einen Messias schickte, um die Gerupperten endlich von den Russen zu erlösen. Trotzdem sei eine Uüge, daß der „Sibende“ und die Seinen beabsichtigt hätten, auf den Kriegspfad zu gehen.

Dann kommt die Geschichte des „Kampfes“. Die eine der zwei Frauen des Häuptlings erzählt: „Drei Polizisten, „Crazy Walking“, der Chef, „Leit Hand“ und „One Bull“ kamen in unser Haus und sagten, sie kämen, um „Sitting Bull“ zu verhaften, gingen aber fort, ohne es verstanden zu haben. Einen Monat später schickte der Agent an „Sitting Bull“ durch einen „Polizisten“ einen Brief, ihm sagen zu lassen, daß er auf die Agentur kommen solle, und dahin wäre er auch gegangen, hätten wir nicht ein sehr krankes Kind gehabt. Das nächste war an dem Morgen der Ermordung.

Die Juden in Frankreich.

Aus Paris wird der Vossischen Zeitung geschrieben: Am 27. September vor hundert Jahren beschloß die Nationalversammlung die Gleichstellung der Juden in Frankreich. Von Philipp August (1182) ab hatten mehrere Könige scharfe Maßnahmen gegen die Juden getroffen, sie ausplündern, ihre Guthaben vernichten, sie überdies mit Ausnahmesteuern bedrücken lassen. Karl VIII. (1482—98) verjagte alle Juden, die nach Deutschland und dem päpstlichen Avignon flüchteten. Seitdem wurden einzelne unter drückenden Bedingungen zugelassen, doch hob Ludwig XVI. 1781 den von ihnen gezahlten Leibschuß auf. Sie besaßen jedoch kein Bürgerrecht, mußten bei jeder Ortsveränderung sich bei der Polizei anmelden, durften weder Handwerk betreiben, noch Boden besitzen, selbstverständlich auch kein öffentliches Amt bekleiden. Trotzdem erlangten einzelne Juden Einfluß, indem sie den Königen wie den Großfürsten und selbst Gemeinden Geld vorstreckten. Sie waren dann persönlich wohl gelitten. So begreift es sich, daß, im Augenblick ihrer Gleichstellung, nur etwa tausend Juden in Paris wohnten und kaum einige Tausende im ganzen Königreich. Nur im Elsaß waren sie zahlreich von der deutschen Zeit her. Nach der diesjährigen Zahlung giebt es 67,000 Juden in ganz Frankreich, wovon 43,800 in Paris. Im Heere dienen 265 jüdische Offiziere und Gleichgestellte, worunter die Generale Lovh, Lambert, See, Hinkin sowie mehrere Obersten. In den öffentlichen Aemtern sind sie ebenfalls stark vertreten, wie die Präfecten Cohn, Bel-Dwanz u. s. w. beweisen. Hier sind die Juden trotz ihrer kleinen Zahl sehr zahlreich in allen bürgerlichen Berufen vertreten. Es giebt hier Juden unter den Arbeitern und Handwerkern, wie unter den Gelehrten, Betriebsinhabern und Geschäftleuten aller Art, ja auch unter den Dienstboten. Nach meinen Wahrnehmungen ist nur die kleinere Hälfte der hiesigen Juden mit Handel beschäftigt, trotz der großen Zahl mächtiger jüdischer Bankhäuser. Neun Zehntel der französischen Juden stammen aus dem Auslande, größtentheils aus deutschen Ländern. Trotz abauernden Zugzuges vermehren sie sich nicht stark, da der Nachwuchs vielfach christlich wird. Ihre Vermehrung mit der übrigen Bevölkerung hat in dem ersten Jahrhundert ihrer Gleichstellung, wie man sieht, ungemaine Fortschritte gemacht.

Unterhält. Krösus: „Meine Angebetete, mit diesem Geschenk ein Gedicht von mir!“—Dame: „Ach, sieh da, ein Gedicht von Ihnen, wie reizend! Wirklich von Ihnen verfaßt?“—Krösus: „Sie unterschätzen mich, mein Fräulein. Selbst dichten habe ich gottlob nicht nötig!“

Bouton: „Na, wo waren Sie während ihres Urlaubs?“—Lachange: „Ich war draußen im Westen, um ein Grundstück zu besehen, das ich durch die Fust gekauft hatte.“—Coutton: „Gefunden?“—Lachange: „O ja, ich habe mich darauf gebadet.“